



# BEI LICHT BETRACHTET

**Deutschland**  
aus dem Blickwinkel  
eines Blinden

Carsten Dethlefs

# Inhaltsverzeichnis

Vorwort

Kapitel 1 – Eine schwere Geburt

Kapitel 2 – Im Paradies wird's dunkel

Kapitel 3 – Die Integration und ich

Kapitel 4 – Die Akademische Menschwerdung

Kapitel 5 – Die Krönung

Kapitel 6 – Ich würde ja, wenn Ihr mich lasst

»Man kann doch mehr, als nur blind zu sein!«

»Eine fragwürdige Konsequenz: Eine Replik auf Carsten D.«

Kapitel 7 – Dithmarscher Thesen

Kapitel 8 – Kaum zu glauben

Kapitel 9 – Fürs Betteln nicht vorbestraft

# Vorwort

Liebe Leserin, lieber Leser,

halten Sie sich jetzt gut fest, falls Sie noch eine Hand frei haben, denn auf den folgenden Seiten geht es mal richtig zur Sache. Für manche Leser mag es eine Sozialstaatskritik sein, für andere ein asoziales Buch, wieder für andere ein neoliberales Machwerk oder aber ein Zeugnis der Selbstverliebtheit des Autors. Die Wahrheit liegt natürlich im Auge des Betrachters und somit wahrscheinlich irgendwo in der Mitte. Gedacht ist dieses Buch aber tatsächlich, um ein gesellschaftspolitisches Ziel (vielleicht auch nur Schlagwort) auf unterhaltsame Art und Weise einmal vom Kopf auf die Füße zu stellen, ich spreche von dem schon zigfach missbrauchten, eigentlich überflüssigen und politisch instrumentalisierten Wort der Inklusion, in ähnlicher Form auch Teilhabe usw.<sup>1</sup> Es geht um Menschenbilder, um das Verhältnis von Staat und Gesellschaft, um das Leben in einer unfreiwilligen Unfreiheit, um Menschen, Möglichkeiten und Vorurteile. Als davon selbst betroffener Mensch, promovierter Wirtschaftswissenschaftler, Publizist, Unternehmer etc. habe ich hier einiges zu sagen. Wegen überwiegend autobiografischer Berichte werden im Folgenden keine Namen genannt. Die Leserin oder der Leser werden schon von selbst dahinterkommen, wer gemeint ist – und wenn nicht, stört mich das auch nicht. Sie werden die meisten Menschen ohnehin nicht kennen. Ihre Funktion ist aber entscheidend, und diese wird deutlich. Datenschutzstreitigkeiten, die aus dem Erscheinen dieses Buches resultieren, möchte ich auf alle Fälle vermeiden. Der einzige Name, der ganz deutlich genannt wird, ist mein eigener. Schließlich stehe ich dazu, was ich hier schreibe,

und wünsche mir auch durchaus Diskussionen. Weitere Namen – einmal abgesehen von öffentlich bekannten Persönlichkeiten – werden Sie vergeblich suchen.

Ich hätte dieses Buch natürlich auch »Taxifahrer wollte ich eh nicht werden« nennen können. Dieser Titel wäre aber zu nah an dem Werk des publizistischen Kollegen Krauthausen, der wegen seiner Glasknochenkrankheit nie Dachdecker werden konnte und vermutlich auch nicht wirklich wollte. Nun, ich bin seit meinem vierten Lebensjahr vollständig erblindet, und Taxifahrer wäre somit nach aktuellem Stand der Technik und der rechtlichen Rahmenbedingungen auch nichts für mich. Diese Einschränkung in der Berufswahl stört mich aber nicht wirklich, andere Dinge im Behindertensektor sind aus meiner Sicht hingegen fast menschenunwürdig. Ein weiterer passender Titel wäre gewesen »Fürs Betteln nicht vorbestraft« oder »Verarschen kann ich mich allein«. Wie es in der Autoren-Community aber nun einmal so ist – man diskutiert unterschiedliche Vorschläge; und die beiden letzten fielen durch. Machen Sie sich daher ein Bild von mir und den Hindernissen in meinem Leben, unabhängig von Überschriften und Vorurteilen. Letztere sind nämlich in fast jeder Lebenslage hinderlich, selbst wenn sie in bestimmten Situationen eine schützende Wirkung vorgaukeln.

Ich nehme Sie im Folgenden mit auf den Weg durch mein bisheriges Leben, ein bislang schönes, aber stellenweise doch außergewöhnliches Leben, gespickt mit einem stetigen Freiheitsdrang, der ab einem bestimmten Zeitpunkt von einer mir innewohnenden Diktatur jäh gebremst wurde. Nun sind derlei Bücher häufig nur schwer im wachen Zustand zu ertragen. Es liegt aber keine Abfolge für die Allgemeinheit unbedeutender Erlebnisse und Begegnungen vor Ihnen, sondern ein wissenschaftlich angehauchtes, dennoch verständlich formuliertes Buch, das Begegnungen mit sozialpolitischen Gegebenheiten beschreibt, die so manch aktuelle Jammerei doch als ziemlich substanzlos erscheinen lässt. Am Ende soll ein Lebensgefühl so beschrieben sein,

dass Sie es nachempfinden und einer Sozialidee zuordnen können. Diese Sozialidee wird dann mit der erlebten Realität konfrontiert.

Das vorliegende Buch ist dabei weder kaltherzig noch sozialromantisch gemeint. Aber auch das mögen Sie im Folgenden selbst entscheiden. Es ist genauso für Sozialpolitiker aller Ebenen, Pädagogen, Psychologen, Angehörige von Menschen mit Behinderung als interessante Lektüre gemeint als auch für eigentlich alle Menschen, die das Zeitgeschehen konstruktiv-kritisch verfolgen. Sie werden merken, dass ich mich selbst gern auf den Arm nehme, über andere und mich selbst lachen kann, den Ernst der Lage aber dabei nie aus dem Blick verliere.

Ich möchte mit diesem Buch ausdrücklich keine politischen Ressentiments schüren, möchte keinen extremen Parteien das Wort reden und möchte nicht entmutigen. Aufklären, antreiben, Mut machen und die gesellschaftlichen Kräfte stärken, die auf Eigeninitiative statt auf das Wehklagen setzen – das ist die Zielsetzung dieses Buches.

Politiker lügen schließlich nie, sie verstehen die Schlagworte, die sie benutzen, nur häufig selbst nicht. Ich darf das als direkt gewählter Kommunalpolitiker wohl sagen, weil ich selbst nicht von dieser Gefahr befreit bin. Ich bin selbst seit vielen Jahren überzeugtes CDU-Mitglied, stehe eher in der Tradition Ludwig Erhards als in der von Adenauer. Der pragmatische Protestantismus des Franken mit Zigarre lag mir schon immer näher als der paternalistische Katholizismus des Rheinländers Adenauer; und alles Weitere wird wohl deutlich, wenn Sie einfach weiterlesen, schmunzeln, sich schütteln, sich wundern oder manchmal auch wütend sein mögen. Die ganze Bandbreite der Emotionen ist zwischen diesen Buchdeckeln herzlich willkommen und, ehrlich gesagt, auch vom Autor beabsichtigt. Langeweile können Sie in anderen Büchern finden, hier hoffentlich nicht. Ich gehe sogar so weit zu

sagen, dass Ihre Welt mit einer großen Wahrscheinlichkeit nach der Lektüre dieses Buches nicht mehr die gleiche sein wird wie zuvor.

Zu viele, unbewusst nicht zu Ende gedachte Gedanken sind im Umlauf. Zu viele Menschen, die angebliche Wohltaten verbreiten möchten, sind aktiv; zu viele Menschen, die unterstellen, dass die Bürgerinnen und Bürger eher die soziale Sicherheit als die Freiheit anstreben. Das Wort »sozial« ist hierbei äußerst interessant.

Der hoch dekorierte Wirtschaftswissenschaftler Friedrich August von Hayek sagte hierzu in seinem 1957 veröffentlichten Aufsatz »Was ist und was heißt sozial?«:

*»Ich weiß nicht, ob es ein besseres Beispiel eines solchen wenig verstandenen Einflusses eines bloßen Wortes gibt als die Rolle, die das Wörtchen ›sozial‹ in allen Erörterungen politischer Probleme in den letzten hundert Jahren gespielt hat und noch spielt« (F.A. v. Hayek, 1957, S. 70).*

Er bezeichnet das Wort »sozial« als Wieselwort. Genau wie Wiesel den Inhalt der Eier anderer Tiere aussaugen, sauge das Wort »sozial« jedem anderen Wort, das man mit diesem Adjektiv verbindet, die Bedeutung aus. Die Begrifflichkeit »Soziale Marktwirtschaft« wird von Hayek ebenso kritisiert wie der Terminus »sozialer Rechtsstaat«. Welcher Staat, in dem das Recht herrscht, ist schließlich nicht sozial? Aber, so die Meinung des Autors, man kann sich auch mit keinem anderen Wort so schön schmücken wie mit dem Wort »sozial«. Darum wird es in Demokratien auch nie verschwinden, sondern weiter fröhlich ge- und missbraucht werden. Worte wie »Inklusion« und »Teilhabe« fallen heutzutage genauso in diese Kategorie. Was einst wärmende und Geborgenheit erzeugende Vokabeln sein sollten, war und sind somit schon seit Langem rein

politische Kampfbegriffe. Erstaunlich ist dabei, dass die Kombination »Soziallobby« bei Google noch nicht einmal 500 Treffer ergibt – die Kombination des Wortes »sozial« mit einem so negativ besetzten Begriff wie »Lobby« also kaum im Umlauf ist. Googelt man hingegen nach »Automobillobby«, liegt man schon bei über achttausend Treffern. Das Wort »Energielobby« ergibt sogar sechszehntausend Suchergebnisse. Das ist zumindest der Stand Ende Oktober 2018. Behalten Sie diese Überlegungen bitte im Gedächtnis, wenn Sie im Folgenden weiterlesen.

Ich danke an dieser Stelle meiner langjährigen Assistentin für ihren kritischen Blick und die Korrekturen, die sie vorgenommen hat. Ihren Namen nenne ich meiner vorhin geschilderten Absicht folgend aber auch nicht. Sie wird schon wissen, dass ich sie meine.

Auch meiner Mutter danke ich, die mir insbesondere bei den frühen Kindheitserinnerungen die ein oder andere Gedächtnislücke füllen konnte. Mein Gedächtnis reicht zwar weit zurück und ist eigentlich angelegt wie ein Panzerschrank, aus dem nichts verschwindet. Als Wissenschaftler möchte ich aber auch so genau wie möglich sein – da sind Weggefährten aus alten Zeiten sehr hilfreich.

Nun sind der Vorbemerkungen aber auch genug geäußert. Lassen Sie uns auf eine aufregende Reise gehen, bei der Sie einiges erwarten dürfen!

*Carsten Dethlefs, im Dezember 2018*

---

<sup>1</sup> Will man das Wort der Inklusion überhaupt gebrauchen, sollte man es so definieren: Inklusion ist erst dann vollständig erreicht, wenn das eigene Handicap zur Nebensache wird.

# Kapitel 1 - Eine schwere Geburt

Ich bin am 26. Oktober 1980 in Heide, der Kreisstadt Dithmarschens, des ältesten Landkreises Deutschlands, zur Welt gekommen. Auch wenn mein Gedächtnis weit zurückreicht, kann ich mich an meine Geburt nicht mehr erinnern. Ich hörte nur recht früh, dass es wohl eine äußerst schwere Geburt war, die meiner damals 26-jährigen Mutter und mir fast das Leben kostete. Ein persischer Arzt, der die Geburt begleitete, war wohl der Auffassung, dass Frauen so etwas einfach aushalten müssen. Daher wurde kein Kaiserschnitt vorgenommen. »Es ist noch keiner dringeblichen« sagt man gemeinhin in landwirtschaftlichen Kreisen, und das stimmt wohl auch. Einige Tage nach der Geburt konnten meine Mutter und ich dann doch schließlich auf den Hof meines Vaters übersiedeln.

Mein Vater hatte als ältester Sohn das Recht, und wohl auch die moralische Pflicht, den seit Generationen im Familienbesitz befindlichen Hof weiterzuführen. Zu jener Zeit wurden dort Schweine und Kühe gehalten. Während wir im größeren Bauernhaus wohnten, lebten die Eltern meines Vaters im Altenteilerhaus auf der anderen Hofseite.

Der Hof war inmitten eines ungefähr 700 Einwohner zählenden Dorfes gelegen. In dem Dorf gab es viele Geschäfte; der fast schon obligatorische Tante-Emma-Laden war genauso vorhanden wie eine Bäckerei, ein Schlachter, ein Imbiss, eine Kneipe, eine Schule, ein Schuster und noch einige Betriebe mehr. Man musste das Dorf somit nicht unbedingt verlassen, um sich versorgen zu können. Kein Wunder also, dass ich etwa zwanzig Jahre später von dem Werk Wilhelm Röpkes (1899-1966) hellauf begeistert sein sollte. Der konservativ-liberale Ökonom und Welterklärer

schrieb in seinem 1942 erschienenen Werk »Civitas Humana« über ein Schweizer Bergdorf,

*»in dessen 500 Jahre altem vorzüglichem Gasthaus ich einige Sommertage verbracht habe. Es liegt irgendwo im Berner Mittelland und beherbergt mit seinen 3000 Einwohnern neben den Bauernhöfen folgende Kleinindustrien, Gewerbe und Berufe: eine ganz im Dorfmilieu versteckte Maschinenfabrik von 100 Arbeitern mit weitem Ruf für landwirtschaftliche Spezialmaschinen, eine Leinenweberei und Leinenbleicherei, eine moderne Buchdruckerei, eine Brauerei, eine Stuhlfabrik, eine Obstmosterei, eine Verzinkerei, eine Leinengarn- und Halbgutfabrik, eine Käserei, eine Handelsmühle, eine Möbelfabrik, eine Käseexportfirma, Holzhandlungen« (Röpke 1942, S. 79f.).*

Von diesen Gedanken konnte ich als kleines Kind aber natürlich noch nichts wissen. Wie jeder Bauernjunge spielte ich stattdessen gern im Dreck, war begeistert von den Tieren und den großen Maschinen. Ich erinnere mich noch, wie ich früher mit meinem Vater über die Koppel lief, die Kuhfladen bestaunte und fast der väterlichen Aufforderung gefolgt wäre, den Finger hineinzustecken und abzulecken.

Während der Zeit auf der Koppel lief im Autoradio das Lied von Rolf Zuckowski »Snack mol wedder platt«, was ich künftig wohl auch verstärkt tat. Die plattdeutsche Sprache war somit meine zweite erlernte Sprache, die ich insbesondere mit meinem Vater sehr ausgiebig trainierte.

Meine Mutter ging tagsüber ihrer Arbeit als Grundschullehrerin nach, während eine Haushälterin das Haus säuberte. Man kann somit sagen, dass wir eine klassische Familie aus der ländlichen Mittelschicht waren.

Auf der anderen Hofseite konnte ich Oma und Opa immer besuchen und habe sicher auch schon in meinen ersten drei Lebensjahren mit Opa den ein oder anderen Wildwestfilm geschaut. Auf dem Hof konnte der Altbauer wegen seines Asthmas ohnehin nur noch wenig ausrichten. Meine Oma kochte ausgezeichnet und ist fast noch bis heute eine resolute und anpackende Bauersfrau, wie man sie dieser Tage vielleicht noch in alten Filmen oder Volkstheatern vorgestellt bekommt. Einige Jahre später sollte man sagen, dass ich ihrem Vater doch recht ähnlich war, der sich im Zweiten Weltkrieg selbst durch einen Schädelbruch nicht davon abhalten ließ, vom Krankenhaus in Kiel wieder in die Heimat zu kommen. Er starb im Jahr meiner Geburt im Alter von 90 Jahren und war – so die Erzählungen – ein hoch politischer Mensch und Sturkopf.

Wenn meine Eltern am Wochenende Zeit für sich haben wollten, schließlich waren Einzelkinder auf Bauernhöfen eher selten, ging es für mich nach Plön zu den Eltern meiner Mutter. In der kleinen Wohnung wurde dort viel geraucht. Die Gemütlichkeit war aber mit Händen greifbar. Mein Plöner Großvater war ein gemütlicher und gutmütiger Hüne aus einfachen Verhältnissen mit einer Vorliebe für Autos und geschichtsträchtiger Literatur, der sich immer über den Besuch des Enkelkinds freute, während meine Großmutter – nicht weniger erfreut – einen eher hektischen und aufgekratzten Eindruck machte.

Es war in den ersten Jahren eine Bilderbuchkindheit, die man entweder selbst erlebt hat oder in alten Astrid-Lindgren-Büchern nachempfinden kann. Jeder war glücklich: Ich wegen meiner guten Kindheit, mein Vater hatte seinen Hoferben, meine Mutter ein aufgewecktes erstes Kind und die Nachbarkinder einen neuen Spielgefährten.



Zu den Fotos in einem unserer Familienalben fand ich diese Sprüche – eine Vorausschau?



Alltag - das ganz normale Leben.



Den Genüssen des Lebens war ich nie abgeneigt.

## **Kapitel 2 - Im Paradies wird's dunkel**

Man muss sich die Umgebung, in der ich aufgewachsen bin, wie ein kleines Paradies vorstellen. Im Frühling und Sommer waren die Tiere meines Vaters auf der Koppel. Jeden Tag ging es deshalb mit einem mobilen Melkstand hinaus zu den Tieren, um sie von den schweren, prall gefüllten Eutern zu befreien und die Milch nach Hause zu holen. Heutzutage muten diese Erinnerungen wie Öko-Träumereien einer längst vergangenen Zeit an; der Anbindestall, in welchem die Tiere den Herbst und den Winter verbrachten, konnte damals wohl allenfalls Realos bei der neu aufgekommenen Umweltbewegung überzeugen. Ich hinterfragte diese Dinge freilich noch nicht, sondern genoss das Landleben in vollen Zügen.

Was mir dabei allerdings nicht auffiel, war, dass ich mit der Zeit immer schlapper wurde, kaum noch laufen mochte und mich des Öfteren erbrach. Meine Eltern merkten es natürlich schon, gingen dann auch schließlich mit mir zum ebenfalls im Dorf ansässigen Hausarzt der Familie. Dieser tat das, was viele, wohl die meisten Hausärzte, in dieser Situation getan hätten: Man betrachtete sich die Symptome, schaute, was gerade so in der Luft lag, und stellte schließlich eine naheliegende Verbindung her. Wegen einer Welle von Keuchhusten-Erkrankungen hatten das Erbrechen und die Schlappeheit nach seiner Meinung also genau damit zu tun. Es wurden die herkömmlichen Medikamente verschrieben und man wartete auf Besserung.

Diese stellte sich jedoch nicht ein. Ich erinnere mich noch daran, dass mir der Flur, der ohnehin ziemlich dunkel war, immer bedrohlicher erschien. Ich vermutete wilde Tiere in den dunklen Ecken, was zweifelsohne daran lag, dass ich zu

dieser Zeit schon schlechter sehen konnte. Das Nächste, woran ich mich erinnere, sind Krankenschwestern, die an meinem Krankenhausbett standen und scheinbar keine Notiz von mir nahmen.

Was ich zu jener Zeit nicht wusste: Meine Eltern hatten mit mir bereits eine Odyssee durchstehen müssen! Zunächst hatte sich mein Gesundheitszustand wohl so verschlechtert, dass meine Eltern mit mir zum Kinderarzt in einem Nachbardorf gefahren waren. Dieser schickte, die Symptome betrachtend, meine Eltern und mich sofort weiter ins Krankenhaus nach Rendsburg. Dort diagnostizierte man wohl schon einen Gehirntumor und machte meinen Eltern auf Grundlage dieser Erkenntnis wenig Hoffnungen, mich lebend wieder mit nach Hause nehmen zu können. Man könne es noch in Kiel versuchen, dort würde man aber zu keinem anderen Schluss kommen.

Meine Eltern gaben nicht auf und holten die Kieler Zweitmeinung ein. Und zum Glück gab es dort einen Chefarzt, der die Lage anders – und im Nachhinein richtig – einschätzte. Wegen des Tumors an einer höchst sensiblen und damals inoperablen Stelle konnte das Gehirnwasser nicht richtig zirkulieren. Der Chefarzt implantierte einen VA-Shunt<sup>2</sup>, der das Gehirnwasser zur Entlastung des Kopfes in eine Arterie umleitete. Das Sehzentrum war durch den Überdruck allerdings bereits so stark in Mitleidenschaft gezogen worden, dass es nicht mehr zu retten war. Ich war fortan blind!

Durch die Hilfe des eingesetzten Schlauchs ging es mir aber ansonsten schnell wieder sehr viel besser. Allerdings machte mir die straffe Stationsregie in Kiel zu schaffen: Meine Eltern durften tagsüber nicht lange bei mir sein, was wegen des verlorenen Sinns aber durchaus angebracht gewesen wäre. Zunächst registrierte ich den Verlust des Sehvermögens wohl auch gar nicht so sehr. Die fremde Umgebung sowie die Langeweile machten mich verrückt.